

[Krausdruck verboten.]

11]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Die Buben ärgerte es, daß ihre Nadeln nicht genügend verletzten. Sie fannen auf spitzere. Nun meinten sie etwas gefunden zu haben, was wirken mußte.

Einer sagte: „Du bist ja ein viel zu großer Esel, daß Du Schulmeister werden könntst. Dir reicht's grad für die Biegelhütt, weiter nit!“

Das sah. Der Philipp geriet in Wut.

Die Mutter lachte ihn aus: „Sei kein Esel. Wenn man selber ist, haben's die andern lang gut sagen!“

Es bohrte in dem Philipp. Es sah ihm beständig im Sinn, daß er zu dumm dazu wäre, etwas zu lernen und zu werden.

Das trieb ihn an. Nun wollte er. Nun wurde es ganz sein Wollen und Streben. Nun stand das Schullehrerwerden nicht mehr vor ihm wie etwas Seltzames und Fremdes, nun war es sein Eigenes, darum er ringen wollte und damit er beweisen wollte, was er könnte. Er hatte ein Streben, er hatte einen Trieb, die Gleichgültigkeit hatte er abgelegt. Er lernte mit Eifer.

Der alte Krafft sah es mit Behagen. Er erbot sich, den Philipp auch ein wenig im Klavier zu unterrichten. Ganz umsonst. Und er riet der Klar, ihm auch Violinstunden geben zu lassen. In Mainz bei einem Militärmusiker. Die Klar befolgte seinen Rat. Am folgenden Sonntag ging sie mit dem Philipp nach Mainz, kaufte ihm eine Geige und suchte den empfohlenen Militärmusiker auf, der für fünfzig Pfennig die Stunde den Violinunterricht übernahm.

Nun ging der Philipp zweimal in der Woche nach Mainz, zu Fuß, die lange Straße hin, seine Geige in einem grünen Sack auf dem Rücken. Manchmal war das Feld so weit und leer, und er fürchtete sich am hellen Mittag. Dann kam er in die belebte Stadt und fühlte sich wohl. Deftler aber tat es ihm wohl, durch die Ruhe zu schreiten und seinen Gedanken nachzuhängen. Er beobachtete das Feld, die Wiesen, die Bäume. Die Wolken und den Flug der Vögel — die Raben, die im Winter nach dem Dorfe zu sich zogen, die Stare, die im Herbst in die Weinberge einflogen, die Spatzen, die in den Kirschbäumen zankten. Und das ganz Seltene: die Schneegänse, die vorbeizogen. Kein Mensch im Dorfe, der sie gesehen. Aber der Philipp hatte ihnen nachgeguckt und hatte sie an dem Dreieck erkannt, das sie im Fluge bildeten. Einmal hatte er sogar Kraniche gesehen, die das Seltal entlang flogen.

Er kannte bald jeden Baum, jeden Ader, und bemerkte die geringsten Veränderungen in der Farbe, in der Form, in den kleinsten Einzelheiten. Und manchmal kam er in Mainz an, ohne recht zu wissen, wie er hingekommen war. Er hatte die zwei Stunden richtig verträumt. Und wenn er sich recht erinnerte, so wußte er trotzdem alles, was er gesehen hatte, wer ihm begegnet war, und es fiel ihm sogar ein, was er bei diesem und jenem Anblick, bei dieser und jener Gelegenheit gedacht und vor sich hingesagt hatte. Denn das hatte er von seiner Mutter geerbt, er neigte zu Selbstgesprächen.

In der Musik war er nicht berühmt. Es ging ihm schwer. Und seine Geige wollte den Kratzen absolut nicht verlieren. Es lag wohl auch an der Geige ein bißchen. Die Mutter hatte sich eine böse Schachtel aufhängen lassen. Nun, er tat sein Bestes, was er konnte, und was er nicht fertig brachte, das ließ er sich nicht allzusehr bedrücken. Er neigte ein bißchen zum Reichthum. Er konnte es nicht lassen, seine Spußen und Narrenstreiche zu machen. Es war im Grunde wieder etwas von seiner Mutter. Die ließ auch leicht Gott einen guten Mann sein, und ließ liegen, was sie nicht aufheben konnte.

So kam wieder die Fastnacht. Dem Philipp juckte es. Und er hatte in Mainz alle Fastnachtsvorbereitungen verfolgt. Manches davon trug er heim ins Dorf, und es wurde angenommen, ohne daß man gefragt hätte, wer's gebracht habe.

Aber an Fastnacht wollte der Philipp was ganz Besonderes machen. Und nicht umsonst hatte er ja auch seine Geige. Sie schimpften ihn den „Studenten“ und den „Danzdoch“. Nun, er wollte ihnen mal zeigen, daß er beides war.

Er machte sich von Papier eine grüne Studentenmütze, strich sich mit roter Farbe ein paar Schmiße ins Gesicht, wie er sie in Mainz wiederholt gesehen hatte, zog seinen Ueberzieher links an und klebte sich einen Schnurbart unter die Nase. Dann nahm er seine Geige und ging auf die Straße. Er fiedelte und tanzte. Die Mutter stand am Hofe und sah ihm nach und schlug sich die Arme zwischen die Beine vor Lachen. Im Nu hatte der Philipp ein Rudel Kinder hinter sich. Sie johlten und schrien. Und er fiedelte und machte seine Bodsprünge. Es war ja Fastnacht.

Der Philipp hatte sich ein Liedchen gemacht. Wußte es der Teufel, wie es ihm eingefallen war. Er sang:

„Had der Kat den Schwanz ab,
had ihn nor net ganz ab,
loß en noch e Stidche steh(n),
daß se kann spaziere geh(n).“

Das gröhste er und kratzte es auf seiner Geige. Und die Kinder sangen es mit, bald laut und leise, wie er es angab.

Es dauerte nicht lange, so war das Lied im ganzen Dorfe. Und der Philipp war nun auch ins Dorf hineingedrängt. Wie dem Rattenfänger folgten ihm die Kinder.

Ein paar Leute sagten, er sei verrückt geworden. Andere freuten sich und lachten.

Als die Klar am Thomas seinem Haus an dem Wegweiser stand, wo noch einige Männer beisammen standen, trompetete der Schnellbachs Michel ganz laut durch seine stoßverschmupfte Nase:

„In Lebtag wird aus dem nix. Maurer, Biegler, das vielleicht, aber sonst nix. Der reinste Narr.“

Die Klar drehte sich um.

„Nun, wann er sonst nix werden kann, Schnellbachs Michel kann er noch immer studieren. Dazu ist er nit Esel genug. Oder meinst Du, dazu müßt man so ein großer Esel sein, daß er auch das nit studieren könnt? Freßbauer, dummer!“

Sie ging und hatte die Lacher auf der Seite.

Aber obgleich es Fastnacht gewesen war, wo jeder Spaß erlaubt und geduldet, ja belobt wurde, dem Philipp wurde er doch nicht verziehen. Die Leute hatten nur eine Gewißheit mehr, daß er kein Lehrer werden konnte. Er war verrückt, Er hatte einen Sparren für sie.

Und wohin der Philipp kam, der Spott wurde hinter ihm hergeholt. Sein Katzenlied wurde benützt, ihm Katzenmusik zu bringen.

9.

Den Eulenmüllerbuben ging es im Dorfe ähnlich wie dem Philipp. Sie wurden als nicht zugehörig angesehen und deshalb abgestoßen. Sie fuhren auch beide nach Mainz in die Schule, waren anders gekleidet, sprachen nicht den Dialekt des Dorfes, Grund genug, sie zu verachten und zu verfolgen. Zuzeiten ging der Haß gegen sie soweit, daß sie sich aufs Schlimmste gefaßt machen mußten. Steine reichten nicht mehr aus. Da waren die Katapulte, in Leder eingenahte eiserne Kugeln, die an einer starken Kordel befestigt waren und geworfen werden konnten, ohne daß sie verloren gingen, denn die Kordel war am Handgelenk festgebunden. Es waren die Waffen, die im Kriege gegen die Sorgenlöcher und Zornheimer Buben erfunden worden waren und angewandt wurden. Denn die Jugend dieser drei Orte lag jahraus, jahrein in heftiger Fehde. Kleine Plänkelleien fanden immer zwischen ihnen statt, dann, wenn der eine oder andere der kriegerischen Bubenchaft nach dem einen oder anderen dieser Dörfer zu irgendeiner Besorgung gehen mußte. Das war nicht selten höchst gefährlich. Die Eulenmüllerbuben wohnten nun nach Sorgenloch zu, und wenn man richtigen Zorn gegen sie hatte, behandelte man sie als Sorgenlöcher. Sie hatten schließlich kein anderes Mittel mehr, sich zu erwehren, als jedesmal ihren großen Bernhardiner mit ins Dorf zu bringen. Auch wenn sie in die Kirche gingen. Die Schlachten fanden jedesmal nach dem Nachmittagsgottesdienst,

nach genau besprochenen Plänen, von den letzten Häusern der Pariser Straße an, statt. Da die Eulenmüllerbuben in ihrer Mühle Fahnen und Säbel, Gewehr und Trommel und ein breites Spielfeld hatten, so ergab es sich, daß sie auch von Zeit zu Zeit Kartegänger unter den Dorfbuben fanden, die darauf reflektierten, zum Dank dafür ein richtiges und tüchtiges Indianer- oder Soldatenpiel mit ihnen in der Eulenmühle spielen zu dürfen. Und das geschah denn meist auch. Ja, selbst die Marketerin in Gestalt der Eulenmüllerin blieb dann nicht aus. Am Ende der großen Schlachten — Dohn den Siegern, Trost den Gefangenen und Besiegten — teilte sie große, didgeschmierte Butterbrote aus und stellte einen ganzen Korb voll Aepfel hin, an dem sich die feindlichen Heere tüchtig wägend (mit vollen Waden essend) wieder versöhnen konnten, bis der sinkende Abend die Dorfbuben zum Heimweg ins Dorf mahnte.

Der Philipp war den beiden Eulenmüllerbuben, die in seinem Alter waren, einmal beigeisprungen, da sie ganz allein sich gegen eine Ueberzahl vergebens verteidigten. Er half sie herausheben und machte ihnen den Weg frei. Es gab dabei ein Loch in den Kopf, aber das schadete nichts. Es wurde an der Selz ausgewaschen und mit einem Sacktuch verbunden. Es war auch nicht weiter schlimm. Aber das Blut hatte die Freundschaft besiegelt. Von nun an war der Philipp mit den Eulenmüllerbuben immer beisammen. Da draußen in den Bäumen ließ er manchen Hosenfetzen hängen, aber die schönsten seiner Gefühle erwachsen ihm da auch. Die Freundschaft, dann der Mut in Kampf und Gefahr. Denn ohne Kämpfe ging's da draußen nicht ab. Als Indianer, als Wilderer, in Spiel und manchmal sogar in Ernst, betätigten sie sich da draußen. Und immer war eine Gefahr dabei. Ein Sprung, ein Schuß, ein Erklettern eines Baumes, eine Waghalsigkeit, zu der sie einander aneiferten. Was für Pläne schmiedeten sie zusammen. Die ganze Landschaft wollten sie umgestalten. Die Selz wollten sie ableiten und für größere Röhre fahrbar machen. Nachdem der Philipp bei einer Fahrt mit der Waghütte beinahe ertrunken war, bauten sie ein Floß und befuhren damit den Bach. Heiliger Eifer! Wie glühten die Augen, wie sprang das Wort, wie strafften sich die Muskeln! Und nach jedem Mißlingen immer wieder einen Rat — und nach jedem gescheiterten Plane ein neues Projekt. Und die Freiheit! Kein Mensch, der hineinredete. Nur der Feldschuß höchstens war zu vermeiden — sonst waren sie freie Herren! Größe des Freiheits- und Kraftgefühls, Vubenheroismus, Instinkte der Männlichkeit. Ein Glück! Ein wunderbares Glück, das das Leben nur einmal so mit vollen Händen spendet. Dazu die freie Natur — die Verachtung der engen Gassen des Dorfes, der zusammengepferchten Häuser.

(Fortsetzung folgt.)

9] Eine alltägliche Erscheinung.

Von Wladimir Korolenko

(Schluß.)

... „Wir konnten nicht sehen, wie die Hinrichtung vollstreckt wurde, und darum stichelten wir, da wir nichts zu tun hatten, die Offiziere, die mit den Soldaten längs den Wänden standen. Einen unserer Kameraden mußte man gewaltsam vom Fenster fortzerren, da ein Offizier schon seinen Revolver auf ihn gerichtet hatte. Nach Beendigung der Hinrichtung warf man die Leichen der Gefangenen auf einen Wagen und führte sie fort. Die Hinrichtung hat auf alle Kameraden einen starken Eindruck ausgeübt. Aus einer Zelle ertönte der Trauermarsch,* und bald sang das ganze Gefängnis. Wir hatten untereinander keine Verabredung getroffen; es kam alles spontan, von selbst. Als der Gesang begann, Alte der Direktor herbei und verlangte, daß wir das Singen einstellten, drohte, daß er uns mit Wasser begießen, uns niederknallen lassen würde. ... Als er forsig, wurde der Gesang trotzdem fortgesetzt. Insgesamt wurden vier Gefangene gehängt: Schischalow, 26 Jahre alt, Surlow, 19 Jahre alt, Moschin, 17 Jahre alt,**) Truschtschew, 29 Jahre alt.“

Ich habe in dieser Schilderung durch Punkte die entsetzlichen Einzelheiten ersetzt, die der Briefschreiber selbst nicht persönlich

*) Berühmtes russisches Revolutionslied. (D. Ueb.)

***) In der Dumaßigung vom 19. Juli 1906 sagte der Justizminister Schischeglowitow: „In der Strafgesetzbuchung vom Jahre 1903 die seit dem 17. Juni 1904 Gesetz geworden ist ... lenkt die Tatsache die Aufmerksamkeit auf sich, daß für alle Minderjährigen die Todesstrafe durch andere Strafen ersetzt wird.“ (Stenographischer Dumabericht.)

gesehen hat und die dieses „Alltagsbild“ in einen abscheulichen „Ausnahmefall“ verwandeln könnten. Die Wirklichkeit wird jetzt oft ungläubwürdiger als die furchtbarste Phantasie. Mir scheint aber, daß nicht diese Fälle der äußersten Verwilderung der Volkstredes das furchtbarste sind. Furchtbar sind nicht die Ausnahmefälle, sondern die allgemeine Regel, die Durchschnittsbedingungen, in denen die entsetzliche Tat vollbracht wird. Derselbe Korrespondent, der mir den größten Teil des Tatsachenmaterials für diese Skizzen aus dem Gefängnis zugestellt hat, schreibt über den letzten Akt der „Todesstragödie“. Wieder das bekannte Bild, mit geringfügigen Variationen.

... „Es trachen die Schlösser, die eisernen Riegel werden kreischend zurückgeschoben, und nach einigen Minuten erschallen in den Gängen die Abschiedsrufe der Verurteilten. Das sind die Todeskandidaten, die ihren schicksalsgefährten den letzten Gruß zurufen. Je zwei oder drei werden sie an den schmutzigen, verpesteten, schweißigen Zellen vorbeigeführt, die mit Kriminalgefangenen bis zum letzten Platte angefüllt sind. Niemand darf sich zu dieser Zeit von seinem Lager erheben, niemand darf an die kleine runde Oeffnung in der Tür treten. Der Gefangene, der diese Vorschriften übertritt oder der gar diesen Verurteilten das letzte Begehren zuruft, wird mit andauernder Haft in dem dunklen, furchtbar kalten Karzer bestraft. Die Verurteilten werden in das Gefängnisontor geführt, und der Hausen der Aufseher kehrt nicht selten zurück, um neue Opfer zu holen. Gewöhnlich werden nicht mehr als sechs Personen in einer Nacht gehängt. Der Vertreter der Staatsanwaltschaft liest ihnen im Kontor das Urteil vor, das auf Tod durch den Strang lautet, und läßt sie unterschreiben, daß sie dieses Papier gelesen haben. (1) Danach bietet ihnen der Geistliche seine Dienste an. Dann schreiben sie die Abschiedsbriefe und gehen nach der Richtstatt auf dem Gefängnis Hof.“

„Wir werden die Prozedur der Hinrichtungen selbst nicht schildern“, schreibt unser Autor und führt zum Schluß folgenden bemerkenswerten Brief eines „Augenzeugen“ an, wo jedes Wort das Produkt des unmittelbaren Eindrucks ist und den Stempel epischer Wahrheit und tiefer, ruhiger Trauer trägt.

„Ich schlief sehr fest. Aber bei den ersten Ruf, die aus der Ferne ertönten, erwachte ich und begriff mit einem Schlage, ohne mir von der Bedeutung dieser Rufe Rechenschaft abzulegen, daß wieder das Entsetzliche begonnen hatte, das schon einige Nächte wie ein schwerer Alp über uns hing. Jeden Abend erwarteten wir das Eintreten dieses Entsetzlichen und wenn es begann, schien es uns allen ungläublich, daß die wahnsinnige Tat vor unser aller Augen vollstreckt werden sollte. Aber in der hallenden Stille erklangen entsetzliche, schluchzende Laute und mir kam plötzlich der wahnsinnige Gedanke, daß je ne schrien, die schon vorigesmal gemordet wurden, und daß sie jede Nacht durch den weißhin schallenden Gang zu uns kommen und uns um alle, die dort, hinter den Gefängniswänden, in der kalten, gleichgültigen Stadt ruhig schlafen, von dem neuzutretenden Furchtbaren durch ihr Geschrei in Kenntnis setzen würden.“

„Hinter der Tür der Zelle hört man das Getrampel von Füßen, undeutliches Murmeln, unbegreifliches Geräusch, bis plötzlich eine harte, schrille Stimme deutlich schreit: „Gib ihm, gib ihm! Warum brüllt er?“ Dann verstummte das Geschrei und irgendwo unten fiel eine Tür ins Schloß. Ich lief ans Fenster. In den Zellen waren die Winterrahmen noch nicht eingestellt und die gefrorenen Fenster blickten tot und weiß in unsere Zelle hinab. Aber ein Stückchen Glas an dem Fensterbrett war nicht zugefroren, und ich beugte mich, wie früher, zum Fensterbrett hinab und blickte in den beleuchteten Hof hinaus. Noch einmal ging irgendwo eine Tür, dann trat erwartungsvolle Stille ein. Sie schien endlos, und ich hegte schon den Gedanken, daß die Leute durch irgendeine andere Tür nach dem schicksalschweren Hof gelangt waren, aber auf dem durch ein elektrisches Lämpchen erleuchteten Hofe erschien plötzlich ein dichter Menschenhaufe. Er bewegte sich schnell zum Pfortchen hin. In der Mitte der schwarzgekleideten Aufseher ging, eigentümlich die Arme schwenkend, ein mit einem Arrestantenmittel bekleideter Todeskandidat. Klar und deutlich ertönten wieder aus dem Menschenhaufen zwei Stimmen — eine starke und helle und eine dumpfe und schwache, und durch die frostige Luft erschallten wieder, sich vermengend und einander übertönend, stets dieselben Worte: „Lebt wohl, Kameraden! lebt wohl, Kameraden!“ — Das Pfortchen öffnete sich, die Todeskandidaten traten hinaus, der Hausen der Aufseher begann zu schmelzen, der Hof leerte sich, und nur drei schwarze Gestalten stürzten schnell in das Hauptgebäude zurück. War es noch immer nicht zu Ende? Ich trat an die Türöffnung und lauschte. Wie früher ertönte aus allen Zellen dumpfes, unterdrücktes Gemurmel und das Husten erkälteter Leute.

Auf dem Treppenpodest, wo die Todeskandidaten vorübergeführt werden, vernahm man die Stimmen der Aufseher, die vom Hofe zurückgekehrt waren. Bruchstücke einzelner Sätze, einzelne Worte, drangen in die Zellen, aber man konnte aus ihnen deutlich erkennen, daß sie über die soeben stattgefundenen Vorgänge sprachen. — „Warum zögert man denn so lange,“ begann eine etwas lautere Stimme, „zwei Menschen! Alle hätte man schon holen müssen.“ Die Stimme verstummte und eine andere begann mit gebämpfterer Stimme zu sprechen. Aber dann sprachen beide, erregt, jedes Wort mit rohen zynischen Schimpfereien begleitend: „Rein,“ sagt er, „verstopft ihm den Mund, aber das begreift er nicht, daß er mir den Finger abbeißen wird.“ — „Rein,“ wurde wieder bis

erste Stimme, „Der erste geht so stramm, aber der zweite, der zweite. . . . Zum Totlachen! Wie ein blindes Kästchen. . . . Bald hierhin, bald dorthin. . . . Man sollte ihm lieber gleich die Schlinge um den Hals gezogen haben, aber so war es wirklich ein blindes Kästchen.“

Wahrscheinlich schien dieser Vergleich dem Sprecher sehr gut gewählt. Er wiederholte ihn noch einmal und brach dann in Lachen aus. Und in diesem Lachen war so viel Sinnlosigkeit und unbegreifliche Grausamkeit, daß ich einen stechenden Schmerz in der Brust verspürte, nicht weiter zuhören konnte und von der Türöffnung fortging. — „Man muß hinuntergehen, fragen,“ hörte man wieder eine Stimme, „vielleicht erlaubt man es; es ist Zeit zu schlafen!“ Wir begriffen, daß alles zu Ende war. Aber nur für dieses Mal, nur damit der Gefängnisgang in einer der folgenden Nächte von neuem Geschrei widerhallen sollte. Und wenn man denkt, daß noch viele solcher Nächte bevorstehen, so erscheint es unbegreiflich, daß Menschen, die sich als klug und achtungswürdig halten, dort, in der kalten, gleichgültigen Stadt, ruhig schlafen und schmachvoll schweigen können!

Vor 56 Jahren wandte sich Victor Hugo aus Anlaß der bevorstehenden Hinrichtung eines Menschen, nach einer gerichtlichen Verhandlung, die dreizehn Tage gewährt hatte und mit allen Garantien für die Verteidigung, bei vollständigster Klarheit über die Tat selbst, geführt wurde, an die Bewohner der Insel Guernsey an der Südküste Englands, wo er damals im Exil lebte. Der edle Appell des französischen Flüchtlings fand Widerhall in den Herzen der Seeleute und Matrosen, und auf der Fischerinsel erhob sich ein Sturm von Petitionen, Versammlungen, Protesten gegen die Hinrichtung.

Was hätte der große Dichter und Humanist gesagt, wenn er die Periode der heutigen „Wiedergeburt“ Rußlands miterlebt, wenn er ein ganzes Land gesehen hätte, wo nicht ein einzelner Mensch, sondern Hunderte und Tausende von Menschen den Blick auf ihren letzten Tag gerichtet haben, während alle frei atmen, sprechen und lachen. . . . Wo schon seit einigen Jahren fast keine Nacht ohne Hinrichtung verläuft. . . . Wo der Morgenwind auf seinem Wege Galgen, Stricke, baumelnde Leichen streift und das letzte Gestöhn der Hingerichteten in die Felder, Dörfer und Städte des heiligen Rußlands trägt. Wo Väter in den Eisenbahnwagen „ruhig“ von dem Untergange ihrer im Anabeneralter stehenden Söhne erzählen und von der Unbeugbarkeit des Generals Kaulbars berichten. Wo die Hinrichtung selbst schon die finstere Feierlichkeit des Todes verloren und sich in eine Alltagserscheinung, in profane Werktagsarbeit verwandelt hat. Wo es schon an Galgen mangelte und die Menschen so ganz nebenbei, im beschleunigten, vereinfachten Tempo, ohne Formalitäten, auf Feuerleitern mit den ersten besten verfaulten Striden gehetzt werden. . . . Und wo die Leichen ebenso schnell in die Erde verscharrt werden, eilig mit ähnlicher Nachlässigkeit, gleichsam wie nach einer das ganze Land erfüllenden Pest. . . .

Im Juni vorigen Jahres ging eine kurze Notiz durch die Zeitungen, die keine besondere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat. In Jekaterinoslaw wurden am Rande der Stadt Kasernen gebaut. Raum hatten die Arbeiter begonnen, das Fundament zu legen, als sie auf die Leichen von Hingerichteten stießen. Man konnte sie unschwer erkennen: sie trugen noch in der Erde eiserne Fesseln.*)

Es ersteht die alte Legende und erwaucht der finstere Aberglaube der grauen Vorzeit, wo die Fundamente der Gebäude „zur Festigkeit“ auf Leichen gebaut wurden. . . . Sind nicht genügend, sind nicht schon zu viel Leichen für das Fundament des sich „erneuernden“ Rußlands verwendet worden? „Wer weiß es? Wer hat das Rätsel gelöst?“ sagen wir mit dem großen französischen Dichter. Es gibt Abgründe in den gesellschaftlichen Bewegungen wie in den Weltmeeren. Der russische Staat stand schon einmal vor der furchtbaren Sturmflut, die sich unerwartet in dem Rande der „gepriesenen, jahrhundertalten Ruhe“ erhoben hatte. Es gelang ihm, die Sturmflut durch Versprechungen zu besänftigen, aber „wer weiß es, wer hat das Rätsel gelöst“, das die Ebbe und die Flut des geheimnisvollen menschlichen Ozeans beherrscht? Wer bürgt dafür, daß die Sturmflut sich nicht wieder ebenso unerwartet und noch weit stärker erhebt? Ist es denn notwendig, daß sich das Gestöhn von Tausenden, die in der Periode der „Beruhigung“ zugrunde gingen, zugleich mit dem Gestöhn ihrer Väter, Mütter und Brüder, die ihre furchtbaren Schuldforderungen in der Brust zurückhalten, zu dem elementaren Brausen der Sturmflut gesellt?

Aus dem Arbeitsgebiet der Elektrotechnik.

Ende Mai dieses Jahres fand in Braunschweig die achtzehnte Jahresversammlung des Verbandes deutscher Elektrotechniker, des größten Verbandes dieser Art in Deutschland, statt. Bei der Bedeutung, die die Elektrotechnik sowohl für unser ganzes

Wirtschaftsleben als auch für unsere persönliche Lebensführung hat, dürfte es wohl von Interesse sein, auch an dieser Stelle über die Verhandlungen und Vorträge, die auf dieser Versammlung gehalten wurden, zu berichten.*)

Die Verhandlungen wurden vom Verbandsvorsitzenden Professor Görge mit einem knappen umfassenden Ueberblick über den heutigen Stand der Elektrotechnik eingeleitet. Er betonte, daß die Wärmeleistungen des elektrischen Stromes in dem mehr und mehr zur Aufnahme kommenden elektrischen Kochen, in dem elektrischen Schweißen sowie in der Stahl-Aluminium-Calziumlarbid- und Salpetersäuregewinnung Wertverwertung finden. Ein besonders hervortretender Gesichtspunkt in dem Bau der elektrischen Maschinen, Stromerzeuger und Motoren liegt darin, daß die Leistung der Einheiten immer mehr zunimmt und heute schon Werte von 10000 bis 14000 KVA (Kilovoltampere, Einheit der elektrischen Leistung) entsprechend ungefähr 15000 Pferdestärken in einer Maschine erreicht werden. Die Beherrschung der zur Arbeitsverteilung über große Gebiete erforderlichen hohen Spannungen hat weitere Fortschritte gemacht. Im Vordergrund der elektrischen Anlagen stehen ferner heute die Ueberlandzentralen, die ausgedehnte Gebiete mit elektrischer Energie versorgen sollen.

Die Reihe der eigentlichen Vorträge wurde durch einen Vortrag von Behrens, dem künstlerischen Beirat der A. E. G., über „Kunst und Technik“ eingeleitet, ein Thema, das eigentlich etwas aus dem Rahmen der reinen Elektrotechnik fällt.

Wie der Vortragende ausführte, sind die imposantesten Leistungen unseres Könnens die Resultate moderner Technik. „Die Industrie hat es in der Hand, durch das Zusammenführen von Kunst und Technik Kultur zu schaffen, hat es aber bis jetzt noch nicht getan, weil sie einem solchen Ziel gemeinsam mit der Kunst zustrebte. Durch die Massenherstellung von Gebrauchsgegenständen, die einer ästhetisch verfeinerten Anordnung entsprächen, würde nicht allein dem künstlerisch empfindenden Menschen eine Wohlthat erwiesen, sondern Geschmack und Anstand (?) in die weitesten Schichten der ganzen Bevölkerung getragen.“ Ein Land muß bestrebt sein, individualisierte, nicht nachahmbare Arbeit herzustellen, die aus eigener Geschmackskultur, die das beste Zeugnis für die Tüchtigkeit eines Volkes ist, entstanden ist. Deutschland, wo die Industrie dem Aderbau gegenüber im Vordergrund steht, sollte nicht nur für die rein technischen Leistungen, sondern auch für die ästhetische Qualität seiner Erzeugnisse bestrebt sein, auf dem internationalen Weltmarkt eine führende Rolle zu spielen. „Kunst und Technik, dem Wesen nach verbunden, gehören dennoch zusammen. Die Kunst soll nicht mehr als Privatgabe aufgefacht werden, der man sich nach Belieben bedient. Wir wollen keine Aesthetik, die sich in romantischer Träumerei ihre Regeln selbst macht, sondern die in der vollen Gesehlichkeit des rauschenden Lebens steht. Aber wir wollen auch keine Technik, die ihren Weg für sich geht, sondern die für das Kunstwollen der Zeit offenen Sinn hat.“

Behrens hatte auch schon Gelegenheit, seine Grundsätze in die Tat umzusetzen. Die Berliner können die von ihm entworfene Piesenhalle für den Bau großer Dampfturbinen der A. E. G. in der Huttenstraße sehen, die in ihrer ruhigen Schönheit und Zweckmäßigkeit jenem Viertel ein neues Gepräge gegeben hat.

Auch einige elektrische Materialien, Vogenlampen, Ventilatoren, Leetleffell usw. sind von ihm entworfen, die ohne aufdringliches Ornament so wie es Behrens fordert sauber und materialgerecht konstruiert sind und bei denen jede Imitation sowohl der alten Stilformen wie auch der Handwerksformen vermieden ist, aber diejenigen Formen verwendet werden, die aus der Maschine und Massenproduktion gewissermaßen von selbst hervorgehen.

Im Vordergrund der weiteren Vorträge stand die Frage der Verwendung der Elektrizität in der Landwirtschaft und ihrer Beziehungen zu den Ueberlandzentralen. Zunächst sprach H. Ballens über dieses Thema und erörterte in technischer und wirtschaftlicher Beziehung die zurzeit vorliegenden und die in nächster Zukunft zu erwartenden Verwendungsmöglichkeiten des elektrischen Betriebes in der Landwirtschaft. Die ersten landwirtschaftlichen Maschinen, die zum größten Teil in England erfunden und verbessert waren, kamen gegen Anfang und Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Deutschland, wo sich erst nach der ersten Weltausstellung in London im Jahre 1851 eine eigene landwirtschaftliche Maschinenindustrie zu entwickeln begann. Wie schnell sich jedoch dieser Zweig der Industrie, der sich naturgemäß stark an englische Vorbilder anlehnte, entwickelt hat, geht daraus hervor, daß zu Anfang des 20. Jahrhunderts Deutschland bereits 1700 Fabriken für landwirtschaftliche Maschinen mit zusammen 23 000 Arbeitern besaß. Die Einführung der Maschinen in der Landwirtschaft zum Ersatz menschlicher Arbeitskräfte ermöglichte auch in Deutschland die Zuhilfenahme der Erzeugnisse der Agrarchemie eine intensivere Bewirtschaftung des Bodens. In den letzten 40 Jahren sind infolge dieser Fortschritte die Erträge pro Hektar an Kartoffeln um circa 75 Proz., an Roggen um circa 63 Proz. und an Weizen um circa 52 Proz. gestiegen. Nach eingehenden Untersuchungen von Bachhaus bilden den Hauptteil der Unkosten der Landwirtschaft in Preußen natürlich die Arbeitslöhne mit circa 49 Proz., den nächst größeren Anteil stellen die Gespannlosten mit circa 14 Proz., die aber noch höher werden können und

*) „Rijewskija Wesi“, 1909, 27. Juni, Nr. 169

*) Wir benützen dabei in der Hauptsache die Berichte der „Elektrot. Zeitschrift“, des Organs dieses Verbandes.

Beim Zuderrückenbau bis auf 25 Proz. steigen. Hier ist also der Hebel zur Verbilligung der landwirtschaftlichen Produktion, zur Steigerung des Reinertrages am wirksamsten anzuziehen. Durch die Anwendung der Maschinen lassen sich vor allem die Arbeitskosten bedeutend reduzieren. Unter bestimmten Voraussetzungen betragen diese Ersparnisse bei Hackmaschinen 87 Proz., bei Mähmaschinen 35 Proz., bei Dampfdreschmaschinen 30 Proz., bei Futtermittelzubereitungsmaschinen, z. B. Rübenhäneidern, sogar 98 Proz. Bei anderen landwirtschaftlichen Maschinen ergibt sich im Vergleich mit der Handarbeit keine Verringerung der Arbeitskosten, zuweilen sogar eine Erhöhung, sie werden jedoch trotzdem anderweitiger Vorteile wegen verwendet. Die Drillmaschinen zum Beispiel ermöglichen eine Saatgutersparnis von zirka 20 Proz. und außerdem noch eine gewisse Ertragssteigerung, so daß ihre Verwendung zweifellos rentabel ist.

Von den landwirtschaftlichen Maschinen lassen sich die meisten elektrisch antreiben, so z. B. die Maschinen, die den Robertrag erhöhen bei der Bestellung (Pflüge usw.), ferner die Erntemaschinen (Kartoffelerntemaschinen, Rübenheber, Dreschmaschinen usw.). Ohne weiteres eignen sich für elektrischen Betrieb die Maschinen, die die Unkosten des landwirtschaftlichen Betriebes vermindern helfen. Dazu gehören die Hebevorrichtungen (Elevatoren, Sackaufzüge, Sauchepumpen), die Transportmittel (Transportrinnen, -Bänder, Feldbahnen) und die Maschinen für die Verwertung des Erntegutes (Strohpresse, Mahlmühlen, Häckselmaschinen). Ebenso werden die Maschinen für die Landindustrie (Brennereien, Molkereien, Schneidemühlen, Ziegeleien), ferner Futtermittelzubereitungsmaschinen, Maschinen für die Pflege der Tiere (Schafschere) und für die Forstwirtschaft (sahrbare Sägen) mit sehr gutem Erfolge elektrisch angetrieben, so daß der elektrische Antrieb stets gern von den Landwirten gewählt wird.

Wenn auch die landwirtschaftlichen Maschinen, die durch den Elektromotor angetrieben werden, zahlreich sind, so ist ihr Gesamtverbrauch an elektrischer Energie pro Jahr in einem normalen landwirtschaftlichen Betrieb sehr klein. Die meisten dieser Maschinen sind gewöhnlich nicht mehr als 50—200 Stunden im Jahr in Betrieb; nur einzelne Maschinen, wie vor allem die Dreschmaschine, der Pflug und die Feldbahn, machen hiervon eine Ausnahme. Die elektrische Energie wird daher, wie der Vortragende nachwies, am zweckmäßigsten von einer Zentrale geliefert, die eine Vereinigung einer Stadt- und einer Ueberlandzentrale darstellt, da sich so wegen der verschiedenen Benutzungszeiten ihrer Anschlüsse große Vorteile ergeben. Ferner empfiehlt der Vortragende die Verjorgung einer Anzahl größerer landwirtschaftlicher Gebiete durch eine gemeinsame Zentrale.

Wie Biege in seinem Vortrag über die „genossenschaftlichen Ueberlandzentralen“ ausführte, steht die Elektrotechnik heute überhaupt im Zeichen der Ueberlandzentralen, das sind Zentren, die die elektrische Energie über das ganze Land verteilen. Bei dem heutigen Tempo des Ueberlandzentralenbaues obwaltet jedoch in vielen Fällen nicht die erforderliche Vorsicht bezüglich der Wirtschaftlichkeit. In der Provinz Sachsen z. B. bestehen 20 Ueberlandzentralen, die meist in Form von Genossenschaften durchgeführt sind, und ebensoviel neue Projekte schweben noch. Die Bewegung zum Bau von Ueberlandzentralen geht in erster Linie von der Landwirtschaft aus, die, abgesehen von den tatsächlichen Vorzügen des elektrischen Antriebes, im Elektromotor ein sicheres Mittel zur Bekämpfung der Leutenot sieht. Nach dem Vorgange der Landwirtschaftskammer in Halle beziehungsweise des Genossenschaftsverbandes der Provinz Sachsen planen daher eine Anzahl Landwirtschaftskammern des Deutschen Reiches die Einrichtung elektrischer Abteilungen, die sich der Interessen der Landbevölkerung beim Entwurf und Bau der Ueberlandzentralen annehmen wollen. Durch die Beteiligung von Gemeinden, Städten und Landkreisen besitzt gerade die Genossenschaftsform für elektrische Ueberlandzentralen gewisse Vorteile gegenüber anderen Gesellschaftsformen. Damit jedoch diese genossenschaftlichen Zentren wirtschaftlich günstig arbeiten, müssen folgende Grundzüge beachtet werden: Genügende Ausdehnungsfähigkeit des Netzes, Sparlichkeit beim Bau der Anlage, günstige Finanzierung und zweckmäßige Gestaltung des Stromtarifs.

Ueber die Rentabilität der Ueberlandzentralen im allgemeinen sprach Direktor Meier. Die bisherigen Ergebnisse der Ueberlandzentralen in bezug auf die Rentabilität beweisen, daß zumeist nur industrieversorgende Werke mit einem großen Abiaz elektrischer Energie und diejenigen, welche Industrie- und Landwirtschaft als Konsumenten haben, den Anforderungen genügen. Die nur landwirtschaftlichversorgenden Ueberlandzentralen sind infolge der verhältnismäßig hohen Anlagelkosten wenig rentabel.

Der Gedanke der Ueberlandzentralen ist noch sehr jung. Denn die erste Ueberlandzentrale, wenn auch nicht in dem eigentlichen heutigen Sinne des Wortes, war Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Lauffen am Neckar errichtet, von wo eine 300 Pferdekräfte starke Energie elektrisch auf eine Entfernung von 175 Kilometern bis in die Internationale Ausstellung in Frankfurt übertragen wurde. Die Ueberwindung solcher langen Entfernungen ist nur durch die Anwendung eines hohen elektrischen Druckes oder Spannung, wie der Elektriker sagt, möglich. Schon die Lauffener Kraftübertragung arbeitete mit einer Spannung von 30 000 Volt. (Die städtischen Beleuchtungsnetze haben 110 bis 220 Volt Spannung, weil höhere Spannungen in bewohnten Räumen lebens-

gefährlich sind und auch Glühlampen nur bei diesen Spannungen verwendet werden können.) Heute ist man bereits bei Spannungen von über 100 000 Volt angelangt. Zahlreiche Schwierigkeiten stellten sich bei dem Bau der Apparate und Leitungen für diese hohen Spannungen ein. Denn je höher die Spannung, je größer also der Druck ist, unter dem die Elektrizität steht, desto mehr hat sie das Bestreben, die ihr vorgeschriebenen Wege im Leitungsdraht zu verlassen, desto mehr droht die Gefahr, daß sie, statt durch den engen Draht zu fließen, sich den nächsten besten Weg sucht, in das große Gefäß „Erde“ zu verschwinden und so nicht nur für unsere Zwecke verloren zu gehen, sondern auch besonders bei den hohen Spannungen für die Menschen sehr gefährlich zu werden. Die Leitungen, die Hochspannung führen, müssen daher besonders sorgfältig „isoliert“ werden. Man führt diese Leitungen als blanke Kupferdrähte auf hohen Masten und Türmen auf großen Porzellanisolatoren aus, vor denen die Elektrizität eine große Scheu hat. Dem Bau und der Fabrikation dieser Isolatoren hat man sehr viel Mühe gewidmet, allerdings mit gutem Erfolge. Jeder Isolator, der eine Porzellanfabrik verläßt, wird peinlich unter viel schlechteren Verhältnissen, als sie je in Wirklichkeit auftreten können, geprüft. Auch auf diesem Verbandstag war ein Vortrag von Weicker der Prüfung solcher Hochspannungsisolatoren gewidmet.

Man kann auch Elektrizität statt durch Freileitungen in unterirdisch verlegten Drähten, den „Kabeln“ fortleiten. Diese Kabel müssen natürlich von allen Seiten isoliert sein, da sonst die Elektrizität sofort in die Erde fließen würde. Sie sind daher sehr teuer, haben aber den Vorzug, daß sie unzugänglich und daher für den Verkehr und die Menschen absolut ungefährlich sind. Für sehr hohe Spannungen wäre das besonders wertvoll, es stellen sich jedoch der Konstruktion dieser Hochspannungskabel große Schwierigkeiten entgegen. Lichtenstein berichtete nun in einem Vortrage über die neuesten Fortschritte in der Fabrikation der Hochspannungskabel und über Erfahrungen an Kabeln, die für eine Spannung von 70 000 Volt bestimmt waren, Werte, die man für Kabel bis vor nicht allzu langer Zeit für unmöglich gehalten hätte. Wenn man Kabel für diese hohen Spannungen preiswert herstellen könnte, würde auch für die Betriebssicherheit der Anlagen selbst sehr viel gewonnen werden. Denn Kabelleitungen haben im Gegensatz zu Freileitungen gar nicht unter allen Einflüssen atmosphärischer Elektrizität zu leiden. Die Elektrizitätsleitungsnetze in größeren Städten selbst werden jetzt nur als Kabelleitungen ausgeführt, wie es z. B. auch in Berlin und seinen Vororten der Fall ist. In den Städten spielt die elektrische Beleuchtung eine immer größere Bedeutung. In den letzten Jahren haben sich vor allem die wenig Energie brauchenden Metallfadenlampen eingeführt, die im Gegensatz zu den bisher verwendeten Kohlenfadenlampen auch für große Lichtstärken mit Vorteil zu verwenden sind und den kleinen Vogenlampen in vielen Fällen erfolgreich Konkurrenz machen. Ueber eine bestimmte Beleuchtungsart mit solchen hochkerzigen Metallfadenlampen sprach Dr. Monasch, nämlich über die indirekte Beleuchtung. Es wird dabei das Licht der Lampen nicht direkt zur Beleuchtung verwendet, sondern erst gegen die Decke gestrahlt und von dieser reflektiert. Man erhält bei dieser Beleuchtung, die bei Vogenlampen schon lange verwendet wird, ein mildes, gleichmäßiges, schattenfreies Licht, allerdings auf Kosten der Wirtschaftlichkeit. Dr. Monasch wies nach, daß bei Wechselstrom Metallfadenlampen für indirekte Beleuchtung sogar wirtschaftlicher sind als Vogenlampen.

Die deutsche Elektrotechnik hat von jeher darauf gesehen, daß nicht nur die großen Maschinen gut und sicher ausgeführt werden, sondern daß auch das elektrische Kleinmaterial, das sogenannte Installationsmaterial, von dem man zu oft das Wohl und Wehe, d. h. das richtige Funktionieren und die Betriebssicherheit in bezug auf Feuergefahr usw. abhängt, tadellos und zweckentsprechend hergestellt wird. Eine Reihe von „Normalien“ sind für diese Materialien geschaffen. Normalien, die sich jedoch nicht „wie eine ewige Krankheit forterben“, sondern von Zeit zu Zeit revidiert und den Fortschritten der Technik angepaßt werden. Auch für die Art und Weise, in der die Leitungen verlegt werden sollen, hat der Verband Vorschriften erlassen, so daß man sagen kann, daß eine Anlage, die nach den Vorschriften des Verbandes Deutscher Elektrotechniker ausgeführt ist, als absolut sicher zu betrachten ist. Zu den wichtigsten dieser Kleinmaterialien gehören die Sicherungen. Diese Apparate haben den Zweck, eine Leitung oder eine Anlage zu sichern oder davor zu schützen, daß ein zu starker Strom hindurchfließt. Sie erreichen dieses Ziel dadurch, daß sie in ihrem Körper ein dünnes Drähtchen tragen, das bei einer zu hohen Stromstärke durchschmilzt und den Strom unterbricht.

Auf dem Verbandstag hielt Hundhausen einen Vortrag über ein neues System solcher unverwechselbaren Installationsicherungen. Es ist nämlich ein großer Vorzug, wenn diese Sicherungen nicht von unbenutzer, leichtsinniger Hand verwechselt werden können, wodurch ihr eigentlicher Zweck illusorisch wird.

Außer diesen Vorträgen wurden noch verschiedene andere rein fachwissenschaftliche Thematika behandelt, von denen vielleicht für weitere Kreise ein Vortrag von Dr. Wasmuth über einen neuen elektromedizinischen Apparat zu erwähnen wäre, der zwei wichtige Methoden der Heilkunst, die Diathermie und die Röntgenstrahlung, vereint.